

**SABINE
THIESLER**

**LEB WOHL,
SCHWESTER**

**SABINE
THIESLER**

**LEB WOHL,
SCHWESTER**

THRILLER

HEYNE <

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

2. Auflage

© 2025 by Sabine Thiesler

© 2025 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR)

Umschlaggestaltung: Eisele Grafik.Design, München,
unter Verwendung von Shutterstock.com (FotoMikiv, Wirestock Creators)

Satz: Satzwerk Huber, Germering

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-27439-6

www.sabine-thiesler.de

www.heyne.de

Es gibt kein richtiges Leben im falschen.

Theodor W. Adorno

ERSTES BUCH

... UND FÜHRE UNS NICHT IN VERSUCHUNG

1

MONTEBENICHI, TOSKANA

Es war zwei Uhr morgens, als sie leise aufstand. Stefano lag auf der Seite und schlief fest. Er atmete tief und gleichmäßig. Einen Moment zögerte sie, aber dann gab sie sich einen Ruck und verließ leise das Zimmer. Zog die Schlafzimmertür, die sich an manchen Tagen überhaupt nicht schließen ließ, unendlich langsam und vorsichtig ins Schloss, damit er um Gottes willen nicht erwachte.

Im Bad, wo sie ihre Sachen liegen gelassen hatte, zog sie sich schwarze Jeans, Hemd, Turnschuhe und ein schwarzes Kapuzenshirt über.

Dann schlich sie ins Wohnzimmer, verharnte bewegungslos und horchte. Kein Laut war zu hören. Alles war still.

Sie sah aus dem Fenster. Auch auf der schmalen Dorfstraße regte sich nichts. Kein Mensch war unterwegs. Selbst schräg gegenüber, wo die alte Tiziana wohnte, die sich vor der Dunkelheit fürchtete, daher tagsüber schlief und nachts fast immer am Fenster saß und auf die Dorfstraße starrte, um »Wache zu halten«, brannte in dieser Nacht kein Licht.

Es war alles in Ordnung. Konnte besser nicht sein.

Sie ging zu dem kleinen Sekretär neben dem Fenster, der dort schon gestanden hatte, als sie die Wohnung mieteten, der zum Inventar gehörte und ihr von der ersten Minute an gefallen hatte, nahm die Pistole samt Schalldämpfer aus der oberen Schublade – einen Schlüssel hatten beide Schubladen nicht –, steckte sie in die

rechte Jackentasche und in die linke das prall mit Munition gefüllte Magazin.

Anschließend ging sie in den Flur, zog sich die Stirnlampe über den Kopf, die wegen der häufigen Gewitter und der damit verbundenen Stromausfälle dort ständig griffbereit am Haken hing, nahm leise ihr Schlüsselbund, zog die schwere Tür zu, die bereits morsch war und tiefe Risse hatte, und trat hinaus in die Nacht.

Stefano und sie bewohnten in Montebenichi ein altes, ziemlich heruntergekommenes Haus mit zwei Zimmern, einer Küche und einem vorsintflutlichen Bad mit gelb-bräunlichen Fliesen und einer Toilette, deren Wasserkasten an der Decke hing. Um zu spülen, musste man an einer Kette ziehen, die alle paar Tage riss und von Stefano immer wieder notdürftig repariert wurde. Die Dusche war verschimmelt, der Wasserdruck war äußerst gering, aber zumindest war das Wasser warm. Wenigstens etwas. Sie hatten keinen Balkon, keine Terrasse, aber einen Portico vor ihrer Tür. Von dort führte eine Treppe hinunter zur Dorfstraße, auf der – wenn überhaupt – nur alle paar Stunden mal jemand vorbeikam.

An warmen Sommerabenden saßen sie auf zwei wackligen Stühlen auf dem Portico, stellten ihre Weingläser in die Blumenkästen und schwiegen. Hofften auf ein wenig Unterhaltung, auf einen Nachbarn, der sich vielleicht auf ein Glas Wein einladen ließ, aber das passierte nur äußerst selten.

Die Miete für diese primitive Hütte war erschwinglich. Stefania und Stefano kamen finanziell einigermaßen über die Runden, aber sie waren nicht glücklich.

Sie existierten.

Stefania hielt vor dem Haus einen Moment inne, sah in den Himmel, und ein fast perfekter Vollmond leuchtete über den Dächern des kleinen Bergdorfes.

Sie sah sich um. Nirgends ein Mensch, kein Licht hinter einem Fenster, Montebenichi schlief.

Sie nahm nicht den Fiat 500, mit dem Stefano morgen früh zur Baustelle fahren würde, sondern stieg auf die Vespa, die Stefano und sie vor einem halben Jahr gebraucht, ziemlich verrostet, aber günstig erstanden hatten und die vor der Tür parkte, ließ sich bis zum Ortsausgang bergab rollen, startete den Motor erst, als auch das letzte Haus weit genug entfernt war, und fuhr los.

Das Knattern von Mofas, Vespas oder Motorrädern war auch nachts in dem kleinen Ort nichts Ungewöhnliches, aber jetzt, am Ortsausgang, konnte sie sicher sein, dass Stefano weder aufwachte noch das Geräusch der Vespa mit ihr in Verbindung brachte.

Im Dorf blieb es still. Niemand war so frühmorgens unterwegs.

Es war nicht weit bis zum Wald, bis zu der kleinen Lichtung, von der aus man am Tag einen herrlichen Blick über die Hügel der Toskana bis auf die gegenüberliegende Hügelkette nach Rossano hatte.

Jetzt beleuchtete das Mondlicht gespenstisch die silbrig glänzenden Olivenhaine, den dunklen Wald und die sandigen Wege, die sich fast grell beleuchtet durch die Landschaft schlängelten.

Stefania arbeitete in der Osteria L'Orciaia in Montebenichi und wusste daher, dass momentan ein Paar auf dieser Lichtung zeltete. Vorn am Wald. So viel hatte sie aus den Gesprächen der beiden herausgehört, obwohl sie sich auf Deutsch unterhielten, denn immerhin hatte sie in der Schule drei Jahre Deutsch gelernt. Im Gymnasium konnte man sich zwischen Deutsch und Französisch entscheiden – sie hatte Deutsch gewählt, und bei den vielen deutschen Touristen wusste sie, dass das eine gute Wahl gewesen war.

Allerdings hatte sie es nicht mehr geschafft, Abitur zu machen. Anderthalb Jahre vorher hatte sie die Schule verlassen und aus

ihrem Zuhause fliehen müssen. Aber immerhin konnte sie das Nötigste auf Deutsch sagen und verstehen.

Es war am Abend zuvor gewesen. Der junge Mann bestellte, und sie sah, dass er kräftig war, ein rundes Gesicht und mit dem rötlichen Haar etwas Ähnlichkeit mit Ed Sheeran hatte. Seine blonde Freundin wirkte dagegen schmal und schwächling. Wie eine zarte Elfe neben einem massigen Stier. Die beiden waren jung, verliebt und glücklich. Das hatten sie ausgestrahlt, als sie in der Osteria aßen. Hatten sich unentwegt in die Augen gesehen und sich ständig an den Händen gehalten. Unter und über dem Tisch.

Stefania kannte die Stelle am Wald, wo die beiden zelteten, parkte jetzt ihre Vespa ganz in der Nähe, schob ihre Stirnlampe auf die Stirn, schaltete sie an und ging langsam und leise auf das kleine Zelt zu. Es war winzig, wirklich nur ein Schlafplatz für zwei Personen. Alles andere hatten sie offensichtlich in ihrem Wagen, der wenige Meter entfernt parkte.

Neben dem Zelt standen noch eine Schüssel mit schmutzigem Geschirr, eine leere Flasche Wein, und ein Paar Flip-Flops lag daneben.

Nichts regte sich, sie hörte nur leises Schnarchen.

Sie blieb stehen und hielt inne. Niemand wusste, dass sie hier war, niemand hatte sie gesehen, sie war unsichtbar. Es war ihr Schicksal, für alle Welt unsichtbar zu sein.

Und eine unsägliche, unbegründete und unerklärliche Wut erfüllte sie, die wie eine heiße Woge durch ihren Körper schoss.

Sie nahm die Pistole aus der Jackentasche, schraubte den Schalldämpfer auf den Lauf, schob das gefüllte Magazin hinein, das mit einem Klacken einrastete, repetierte den Lauf, klemmte sich die geladene Pistole zwischen die Knie, zog mit einem lauten Ratschen den Reißverschluss des Zeltes auf, und dann geschah genau

das, was sie erwartet hatte: Der junge Mann fuhr hoch und setzte sich auf. Er war überrascht und vollkommen irritiert.

Stefania konnte jetzt sowohl ihn als auch seine Freundin, die nur unter einer dünnen Woldecke lag und sich in diesem Moment ebenfalls erhob, deutlich erkennen.

Sie schoss sofort, bevor einer der beiden irgendetwas sagen konnte. Zuerst dem massigen Stier ins runde Gesicht, der augenblicklich umfiel wie ein gefällter Baum, dann der Elfe in die Stirn, der das Blut aus den Augen lief. Anschließend schoss sie noch jedem dreimal in die Brust. Die Körper zuckten und bäumten sich auf, was sie wunderte, da sie doch eigentlich schon tot waren, aber jedenfalls war keiner der beiden dazu gekommen zu schreien.

Beide lagen bewegungslos auf ihren Isomatten, aber Stefania schoss jedem noch einmal in den Unterleib – dann war das Magazin leer. Sie wartete noch eine Weile, bis sich im Zelt absolut nichts mehr regte, und atmete erleichtert aus.

Das war ja einfach gewesen.

Aber jetzt musste sie noch etwas tun, was ganz und gar nicht einfach war.

Mithilfe ihrer Stirnlampe leuchtete sie den Waldboden in der Umgebung des Zelts ab und fand schnell, was sie suchte. Einen Stock. Zwei Daumen dick, an der spitz zulaufenden Seite nur einige dünne Äste und Blätter.

Perfetto.

Sie streifte sich Handschuhe über, hatte Angst und Horror vor dem, was sie tun musste. Es fiel ihr verdammt schwer, aber es war nötig. Sie musste sich zusammenreißen.

Einen Moment hielt sie inne, warf noch einen letzten Blick auf die beiden bewegungslosen Leichen, zog dann der jungen Frau die Decke weg und die bequeme Jogginghose, in der sie geschlafen hatte, herunter. Danach die Unterhose.

Es grauste ihr, und sie würgte, als sie der Frau den Stock in die Vagina rammte.

»Scusami«, murmelte sie, legte die Decke zurück über die Leiche, verließ das Zelt und schloss den Reißverschluss hinter sich.

»Scusami.«

Zurück in Montebenichi, schob sie die Vespa leise bergauf, stellte sie dann exakt dorthin, wo sie auch vorhin schon gestanden hatte, ging leise ins Haus, legte im Wohnzimmer die Pistole zurück in die Schreibtischschublade, zog sich im Bad wieder aus und kroch zu Stefano ins Bett. Schmiegte sich an ihn.

Er grunzte wohligh.

Sie schnupperte an seinem Nacken, genoss minutenlang seinen vertrauten Geruch und schlief schließlich entspannt ein.

Drei Stunden später saß sie am Küchentisch und trank einen Kaffee.

Stefano kam herein. Zerzaust, verschlafen, gähmend und sich unentwegt die Stirn reibend. »Was ist denn mit dir los? Warum schläfst du nicht?«

»Ich kann nicht.«

»Warum nicht?«

Sie starrte ihn an, als wäre er ein Idiot, der nicht bis drei zählen kann. Dann spuckte sie in seine Richtung.

Stefano blieb ruhig, obwohl er ihr am liebsten eine gescheuert hätte. »Versuch dich abzuregen«, sagte er. »Ich geh jetzt zur Arbeit. Aber vielleicht bist du ja heute Abend, wenn ich wiederkomme, so weit, dass du mir sagen kannst, was du jetzt schon wieder hast.«

Er ging aus der Küche, sie blieb sitzen und schloss die Augen. Dann kochte sie neuen Kaffee und fing an zu heulen, wie eine gefangene Kreatur in der Falle, die sich nicht mehr zu helfen weiß.

Der letzte und verzweifelte Hilferuf eines Wesens, das nicht mehr daran glaubt, dass irgendwer seine Schreie hört.

Als Stefano wieder hereinkam, stürzte er den Kaffee hinunter, übersah die Tränen und überhörte das Heulen von Stefania, drückte ihr einen Kuss aufs Haar und sagte: »Bis nachher. Pass auf dich auf.«

Er ging, und Stefania wusste nicht, wohin mit sich.

Nach einer Weile wurde es still im Zimmer.

2

AMBRA, TOSKANA

Romina Roselli knallte die Schublade zu, aus der sie sich einen Löffel genommen hatte, und bei dieser Erschütterung fiel die Salatschüssel, die sie nach dem Abwaschen auf dem Abtropfbrett gegen eine Pfanne gelehnt hatte, in die Spüle und zerbrach.

»Porca miseria!«, brüllte Romina und pfefferte die Scherben der Schüssel in den Mülleimer. Heute war wohl nicht ihr Tag. Sie schaltete die Kaffeemaschine an. Wenigstens einen schönen Milchkaffee wollte sie noch trinken, bevor sie sich zum ersten Mal in Ambra in der Carabinieri-Station vorstellen und ihre Arbeit aufnehmen würde. Als Nachfolgerin von Carabinieriere maresciallo Donato Neri, der demnächst in Rente ging, wollte sie einen wachen und ausgeruhten Eindruck machen.

Marescialla Romina Roselli. Sie wusste nicht, was sie in diesem kleinen Städtchen Ambra erwartete, aber sie freute sich darauf.

Romina war eine kleine, leicht rundliche Person, fröhlich und energisch zugleich, fünfunddreißig Jahre alt und seit drei Jahren geschieden. Ihr Ex arbeitete als Geometer in Rom und war bereits wieder verheiratet. Sie konnte es nicht fassen, wie verdammt schnell das alles gegangen war, aber wahrscheinlich hatte er schon jahrelang eine Affäre mit seiner Neuen gehabt, denn Marco war kein Mann der schnellen Entschlüsse. Mit ihr war er fünf Jahre am Arno spazieren gegangen, bevor er sie endlich fragte, ob sie ihn heiraten wolle. Und heute überlegte sie manchmal, ob das nicht ein Fehler gewesen war.

In Ambra hatte Romina eine Dachgeschosswohnung direkt über der Bar della Piazza bezogen, der Blick auf die Piazza war sicher nicht der schlechteste, aber es war ständig laut, und die Wohnung war ansonsten auch ziemlich verwohnt und etwas zu schlicht. Um nicht zu sagen primitiv. Zwei Zimmer, Küche, Bad. Die Küche hatte den Charme eines Altenheims, geschmacklos, praktisch, gut, und das Bad war wie eine Nasszelle im Krankenhaus. Aber egal. Wenn sie die Gegend hier und die Leute besser kannte und sich ein kleines Netzwerk aufgebaut hatte, würde sie bestimmt etwas Besseres finden. Fürs Erste musste es gehen.

Romina saß an einem weiß lackierten Holztisch, an dem vermutlich schon seit zwanzig Jahren die Farbe abblätterte, trank ihren heißen Kaffee und recherchierte gerade im Internet, wo in dieser Gegend der nächste Schießstand war, da sie leidenschaftlich gern und ausgesprochen gut schoss und nicht aus der Übung kommen wollte, als ihr Handy klingelte.

»Pronto!«, brüllte Romina ins Telefon, als wäre sie auch jetzt, um sieben Uhr morgens, schon fünf Stunden wach und voller Tatendrang.

»Buongiorno, Donato Neri hier. Wir haben zwei Leichen im Wald. In einem Zelt. Erschossen. In der Nähe von Montebenichi. Ich schicke Ihnen die Koordinaten aufs Handy.«

»Ich fasse es nicht.«

»Für uns hier in Ambra ist so was normal.«

»Bin schon unterwegs.«

»Va bene. Bis gleich.«

Romina ließ ihren Kaffee Kaffee sein, riss ihre Jacke vom Haken, stürmte aus ihrer Wohnung und spurtete zu ihrem Auto, das nur hundert Meter entfernt auf dem großen Platz an der Ambra parkte.

Das ging ja gut los.

3

Noch war der Morgen kühl und das Licht milchig trüb. Noch hatte die Sonne keine Kraft, und das Gras war feucht von der Nässe der Nacht. Vielleicht hatte es auch geregnet – Romina wusste es nicht.

Sie hielt mit hundert Metern Sicherheitsabstand vor dem Tatort und konnte es nicht fassen: Außer Donato Neri, den sie nach ihrer Ankunft in Ambra bereits kurz kennengelernt hatte, war da kein Mensch neben dem Zelt. Keine Schaulustigen, keine eifrigen Polizisten oder Carabinieri, die alles absperreten, keine Spurensicherung, kein Krankenwagen, keine Presse – niente e nessuno. So etwas hatte sie noch nie erlebt.

Romina war in Mailand aufgewachsen. Ihr Vater war Jurist mit einer eigenen Kanzlei, ihre Mutter hatte eine Boutique im Herzen der Stadt mit wenigen, aber edlen und teuren Klamotten. Romina interessierte sich weder für die Juristerei noch für Mode, wenn sie aus der Schule kam, glänzten ihre Eltern durch Abwesenheit, aber Romina fühlte sich nie einsam. Sie hatte vier Freundinnen, und die Fünfer-Mädchen-Gang war eine eingeschworene Gemeinschaft. Sie boxten sich gemeinsam durchs Leben und durchs Abitur, teilten Freud und Leid und behaupteten sich in der Stadt und Männern gegenüber. Sie vergnügten sich in Discos, ließen sich volllaufen, übten das Bogenschießen, testeten, wer am längsten die Luft anhalten, am weitesten schwimmen und die meisten Songtexte auswendig konnte. Sie waren füreinander da. Immer.

Und nach dem Abi ging Romina nicht an die Uni, wie von ihren Eltern erhofft, sondern zur Scuola Marescialli Carabinieri. Sie

sehnte sich nicht nach der Theorie, sondern nach dem praktischen Leben. Sie kannte die Straße, hatte sich immer durchgeschlagen und würde das auch weiter tun. Bei den Carabinieri holte sie in ihren ersten zwei Jahren in Mailand den Kaffee und den Wagen und gab die Funksprüche durch. Danach arbeitete sie in Perugia acht Jahre als Ermittlerin, löste zwei komplizierte Fälle, an denen sich ihre Kollegen seit Jahren die Zähne ausbissen, und hatte sich in dieser Zeit nicht nur Achtung erworben, sondern auf alle Fälle eins begriffen: In diesem Job war sie goldrichtig. Das war ihre Bestimmung.

Und schließlich bekam sie die Chance, in Ambra als marescialla die Carabinieri-Station zu leiten. Sie nahm sie wahr und wechselte voller Freude und Enthusiasmus von der Großstadt aufs Land.

Aber nun war sie an diesem Tatort doch sehr verwundert. Sie erinnerte sich, als in Perugia vor zwei Jahren ein Kind aus dem sechsten Stock eines Mietshauses gefallen war, waren binnen Minuten nicht nur zig Polizisten, Schaulustige und Nachbarn am Unglücksort gewesen, sondern nach einer Dreiviertelstunde auch die Spurensicherung und hatte mit ihrer Arbeit begonnen.

Und hier war niemand außer Neri. Es war so still und friedlich, als wäre die Welt noch in Ordnung.

Offensichtlich war Ambra vollkommen aus der Zeit gefallen.

Die Sonne kam hinter den Bergen hervor, und das Land dampfte in der aufkommenden Wärme.

»Buongiorno, maresciallo Neri«, sagte sie, als sie zum Zelt kam, und zwang sich zu einem Lächeln.

Auch Donato lächelte. »Marescialla Roselli! Buongiorno!«

»Was ist passiert?«

»Da drin liegen zwei Leichen. Erschossen.«

»Und warum ist hier niemand? Keine Schaulustigen, keine Kollegen von der Polizei, keine Spurensicherung?«

»Hier kommen nicht oft Spaziergänger vorbei, früh am Morgen schon gar nicht, und wenn überhaupt, dann am Wochenende. Die

Polizei bin ich selbst, ich hab Sie alarmiert, das muss reichen, und die Spurensicherung braucht sicher vier bis fünf Stunden, bis sie kommt. Wir sind hier nicht in Rom, marescialla.«

»Romina.«

»Va bene. Romina!« Neri grinste. »Ich bin Donato. Sagen wir Du. Wir ziehen an einem Strang, und hier kommt einiges auf uns zu.«

»Va benissimo.«

Sie schüttelten sich die Hände, und Neri spürte, wie ihn ein warmes Gefühl durchflutete. »Es ist ja wirklich furchtbar, dass unsere Zusammenarbeit nicht bei einem Kaffee im Büro, sondern gleich bei einem Tatort beginnt ...«

»Tja, das ist nun mal nicht zu ändern.«

»Hast du dich schon zurechtgefunden in Ambra?«

Romina lächelte. »Ja, klar. Ich hab eine kleine Wohnung über der Bar della Piazza gefunden und bin dabei, meine Kisten auspacken. Hab mich angemeldet, ein Konto eröffnet, Strom funktioniert, was will man mehr. Noch zwei, drei Tage, dann bin ich in der Spur.«

»Super. Und wenn du irgendwas brauchst oder irgendein Problem hast, dann sag mir Bescheid.«

»Klar. Mach ich. Danke, Donato! Aber sag mal, wer hat dich angerufen und gesagt, dass hier zwei Tote liegen?« Während sie fragte, zog sie Handschuhe über, sah ins Zelt und machte Fotos.

»Heute Morgen um sechs hat mich Teresa Baldi angerufen. Ich kenne sie seit Jahren. Sie ist fünfundsechzig, total abgemagert, träumt von der ewigen Jugend und rennt jeden Tag bergauf, bergab. Wie eine Wahnsinnige. Irgendwann wird sie tot umfallen. Aber nicht mit fünfundneunzig, sondern mit siebenundsechzig. Na ja. Jedenfalls hat Teresa die Leichen gefunden und mich angerufen. Ich bin sofort hergefahren, hab den Tatort gesichert, dir Bescheid gegeben und Teresa gesagt, ich würde mich melden, wann

wir uns in der Bar in Ambra treffen können. Sie sollte auf alle Fälle erst einmal frühstücken, denn sie war unglaublich geschockt.«

Romina grinste. »Das kann ich verstehen. Aber gut.«

Romina war voller Tatendrang. »Jedenfalls können wir hier nicht sechs Stunden auf die Spurensicherung warten, Donato, ich werde sie selbst vornehmen. Ich habe dafür eine extra Ausbildung gemacht. Das geht klar. Und meinen Koffer mit allem, was ich dazu brauche, hab ich im Auto. Diesen Koffer hab ich übrigens *immer* im Auto! Man weiß ja nie!« Sie lachte. »Da können sich die Kollegen, die einen halben Tag brauchen, um hier überhaupt anzutanzeln, sauer einkochen.«

So etwas hatte Donato Neri noch nie erlebt. Er sah fassungslos zu, wie sie ihr Equipment aus dem Auto holte, in ihren Ganzkörperanzug stieg, Handschuhe und Maske überstülpte und mit der Arbeit begann.

»Kann ich dir irgendwie helfen?«, fragte er.

»Ja: Falls hier jemand vorbeikommt – halt ihn mir vom Leib!«

Neri wartete anderthalb Stunden. Er kam sich so untätig und irgendwie blöd vor, aber er fühlte sich auch gut. Hier passierte wenigstens etwas. Diese marescialla war ja 'ne Wucht!

Als sie schließlich aus dem Zelt gekrochen kam, ihre Maske vom Gesicht zog und sich die Handschuhe abstreifte, sagte sie: »So. Das wäre erledigt. Soweit ich das beurteilen kann, sind beide aus nächster Nähe erschossen worden. Gezielt auf Kopf, Brust und Unterleib. Meines Erachtens haben sie nicht lange gelitten, sie waren sofort tot. Die Schüsse waren sehr präzise, da ging nichts daneben, der Täter hat nicht gewackelt oder gezittert, er war sich seiner Sache sehr sicher. Aber die Besonderheit in diesem Fall ist, dass der weiblichen Leiche ein Stock in der Vagina steckte.«

Neri starrte Romina entgeistert an. »Oddio«, murmelte er. »Warum das denn?«

»Das weiß ich nicht, aber das werden wir herausfinden. Bitte ruf einen Leichenwagen, damit die Leichen in die Gerichtsmedizin gebracht werden. Ich hab die entsprechenden Nummern noch nicht in meinem Handy. Brauchen die dafür auch ein paar Stunden?«

»Ich hoffe nicht.«

Neri telefonierte, während sich Romina aus ihrem Ganzkörperanzug schälte.

»In Ambra gibt es einen Bestatter, Ivo, mit dem arbeite ich seit Jahren eng zusammen, der ist unterwegs und müsste in zehn Minuten hier sein. Er bringt die Leichen nach Siena.«

»Gut. Eine Tatwaffe hab ich nicht gefunden, aber das hab ich auch nicht erwartet, und du sicher auch nicht.«

Neri schüttelte den Kopf.

»Der Täter hat die beiden offensichtlich erschreckt, aufgeweckt, was weiß ich, wahrscheinlich hat er vorher den Reißverschluss des Zelttes geöffnet, oder eines der beiden Opfer hat ihn geöffnet, und dann sind beide unmittelbar und aus nächster Nähe kaltblütig erschossen worden. Das ging so schnell, da konnten die beiden weder schreien noch sich wehren. Plötzlich steht vor ihnen ein Mann, sie bekommen eine Heidenangst, aber dann schießt er auch schon, und es ist vorbei. Ein schneller Tod.

Der Mörder hatte anscheinend nicht vor, ihnen Angst zu machen oder sie zu quälen, nein, er wollte sie einfach nur töten. Bumm und fertig. Mission erfüllt.«

Neri schüttelte nur stumm den Kopf. »Aber warum?«

»Tja, warum? Das ist die große Frage. Da gibt es viele Möglichkeiten.«

Neri stöhnte auf.

»Bei diesem Mord ist nichts zufällig. Der Mörder hat die Tat geplant, daher hatte er seine Waffe dabei, er hat geschossen, die Waffe eingesteckt und sich wieder entfernt. So einfach ist das.

Ganz cool. Ciao, bis zum nächsten Mal. Die Waffe hab ich dabei, die findet ihr nie. Schlicht ein brutaler Killer.«

»Vielleicht eine Beziehungstat? Ein eifersüchtiger Freund, der wütende Vater, was weiß ich?«, meinte Neri.

»Das glaube ich nicht. Ein eifersüchtiger Vater erschießt wahrscheinlich den Mann, aber verschont die Tochter. Und er lauert nicht rum und wartet, bis die beiden schlafen, und schießt dann. Und schiebt anschließend seiner Tochter einen Stock in die Vagina? Ich bitte dich!« Sie verdrehte die Augen. »Nee, das kann ich mir nicht vorstellen. Beim besten Willen nicht. Und ich hab im Zelt die Handtasche des Mädchens und die Brieftasche des Jungen gefunden. Mit allen Papieren, Geld, Kreditkarten et cetera. Ein Raubmord war es also nicht. Die beiden waren Deutsche, Donato. Haben hier offensichtlich Urlaub gemacht. Und dann folgt den beiden der eifersüchtige Liebhaber bis hierher nach Ambra, um sie zu erschießen? Das glaube ich nicht. Ein eifersüchtiger Freund kann die beiden auch zu Hause in Deutschland umbringen. Und warum nicht nur das Mädchen, sondern auch noch den Freund? Nein – das passt alles nicht. Ich vermute, dass es ein Irrer ist, der hier rumläuft und vielleicht einen Hass auf Liebespaare hat.«

Neri schwieg beeindruckt. Es klang alles sehr logisch, aber wenn sie wirklich recht hatte, dann hatten sie heute nicht die letzten Leichen gefunden.

Neri erinnerte sich in diesem Moment an den Liebespaarmörder, der von Ende der Sechziger- bis Mitte der Achtzigerjahre acht Liebespaare erschossen und grausam verstümmelt hatte und auch als »Monster von Florenz« bezeichnet wurde. Dieser Serientäter, das Schreckgespenst der Florentiner, wurde nie gefasst.

Könnte es sein, dass er wiederaufgetaucht war und jetzt weitemordete? Er musste sich später unbedingt mit Romina darüber unterhalten.

Romina hatte mittlerweile die Ausweise der beiden in der Hand. »Es handelt sich um Anne Draheim aus Berlin, einundzwanzig Jahre alt, und Michael Grabowski, vierundzwanzig Jahre alt, ebenfalls aus Berlin. Was für ein Desaster!«

In diesem Moment verfluchte Neri es, noch sechs Wochen bis zur Pensionierung ausharren und weiterarbeiten zu müssen. Er hatte nicht die geringste Lust, sich mit jungen, toten Pärchen, die gerade im siebten Himmel gewesen waren, zu beschäftigen.

Der Leichenwagen kam.

»Ciao, Ivo«, begrüßte ihn Neri. »Das ging ja schnell!«

»Wenn du mich rufst, Neri, dann lasse ich alles stehen und liegen und komme sofort. Weißt du doch!«

»Und ich rufe dich ziemlich oft«, stöhnte Neri.

»Das kann man so sagen, ja.« Ivo grinste.

»Wo bringen Sie die Leichen hin?«, fragte Romina.

»Nach Arezzo in die Gerichtsmedizin.«

»Also nicht nach Siena?«

»Nein, nach Arezzo.«

»Mille grazie.«

Nachdem der Wagen die Toten abtransportiert hatte, standen Neri und Romina noch einen Moment stumm da und sagten kein Wort. Jeder von ihnen machte sich Gedanken darüber, wie fürchterlich der gemeinsame Urlaub einer jungen Liebe geendet hatte.

»Sag mal, Romina«, sagte Neri, »du erinnerst dich doch noch an das Monster von Florenz?«

»Sicher. Gibt es irgendeinen Menschen in Italien, der sich nicht daran erinnert oder nichts davon gehört hat?«

»Wahrscheinlich nicht, nein. Könnte es nicht sein, dass er fünfunddreißig Jahre lang die Füße stillgehalten hat und jetzt weitermordet?«

»Nein. Warum sollte er? Damals hörten die Morde von einem auf den anderen Tag auf. Keiner weiß, warum. Vielleicht ist der Mörder tot oder wegen eines anderen Delikts im Knast? Keine Ahnung. Ein Cold Case. Aber überleg doch mal: Was hat er in den letzten fünfunddreißig Jahren gemacht? Den Hund ausgeführt, Zeitung gelesen und abends vor dem Fernseher geschlafen? Und seiner Frau beim Kochen und Staubsaugen zugeguckt? Oder ist er verarmt, hat Job und Wohnung verloren, lebt seit drei Jahrzehnten unter der Brücke und zieht nun plötzlich los? Ist er mobil? Hat er eine Waffe? Aber das Wichtigste: Was ist seine Motivation, plötzlich wieder mit dem Morden anzufangen?«

Neri schwieg.

Romina rechnete im Kopf. »Neri, ich überlege gerade, wenn er bei dem ersten Liebespaarmord Ende der Sechzigerjahre so um die zwanzig war, dann müsste er jetzt ungefähr fünfundsiebzig sein. Da müsste in seinem Leben schon etwas sehr Außergewöhnliches passiert sein, dass er sich wieder als Killer auf den Weg macht.«

»Aber ausgeschlossen ist es nicht.«

»Nein. Ausgeschlossen ist es nicht, wenn er eine so starke Motivation hat, dass es ihn zerreißt. So sehr, dass der alte Mann, der sich sein Leben lang verstecken musste, wieder den absoluten Hass kriegt und Liebespaare abknallt.«

Neri grinste. »Langsam gefllt mir die Geschichte. Romina, stell dir vor, wir finden das Monster von Florenz!«

Romina lachte kurz auf.

»Komm, Donato«, sagte sie, »ruf Teresa an und bitte sie zu kommen, wir fahren in die Bar und unterhalten uns mit ihr. Denn ich könnte jetzt gut einen Kaffee gebrauchen.«

»Gute Idee. Ich auch.«

»Außerdem müssen wir die Eltern der beiden Opfer informieren.«

Neri nickte und seufzte. »Ja, ja. Ich mach das.«

»Kannst du Deutsch?«, fragte Romina überrascht.

»Ein paar Brocken. Nicht viel. Aber ich versuch's. Zur Not frage ich meinen Sohn. Der ist auch Carabinieri und kann viel besser Deutsch als ich. Wie auch immer. Das kriegen wir hin. Wir machen das ja nicht zum ersten Mal.«

4

Es war viel Zeit vergangen, seit Teresa die Leichen im Wald gefunden hatte, sie war noch ein paar Stunden gelaufen und saß jetzt – nach Neris Anruf – in der Bar. Mit ihren dünnen und zu Tode trainierten Stöckelbeinen und ihren mageren Ärmchen sah sie aus wie ein vertrocknetes Spinnentier, das absurderweise eine Tasse Cappuccino in seinen Fingern drehte, deren verknöcherte und verformte Gelenke so abstoßend wirkten wie die Krallen einer bösen Hexe.

»Komisch, ich kannte sie gar nicht«, sagte sie ohne Begrüßung, als Neri und Romina auf der Piazza auf sie zukamen, »ich hab die beiden noch nie gesehen, und ich kenne normalerweise alle hier. Auch die Touristen.«

Neri und Romina setzten sich. »Du kennst wirklich alle hier?«, fragte Romina.

»Ja. Ich laufe den ganzen Tag. Durchs Dorf, durch den Wald, durch die Oliven, überallhin. Ich renne und sehe sie alle. Mit den meisten rede ich. Ich weiß, wer wo wohnt und wie lange und warum. Ich erkenne ihre Gesichter, wenn ich sie wiedersehe. Aber die beiden hab ich noch nie gesehen.«

Neri und Romina schwiegen und sahen Teresa an, die ihren Hals streckte, die Augen schloss und ihr faltiges Gesicht in die Sonne hielt. »Was wollt ihr noch von mir wissen?«

»Du kennst den Wald«, sagte Neri, »kennst alle, die darin spazieren gehen. War da irgendjemand in letzter Zeit, der da nicht hingehört? Der da auf einmal neu aufgetaucht ist? Den du irgendwie fremd und komisch fandest?«

»Nein. Es gibt kein Ungeheuer, das durch die Wälder und die Berge schleicht. Ganz bestimmt nicht. Das hätte ich gesehen. Es gibt keinen Fremden, der sich dort versteckt, niemanden, der dort nachts einen Unterschlupf sucht. Nein. Der Wald ist sauber.«

»Aber wenn es keinen Unbekannten oder Fremden gibt, der durch die Berge und Wälder schleicht, dann muss es doch einer von hier sein? Ein Einheimischer? Oder sehe ich das falsch?«, fragte Romina.

Neri war entsetzt, aber sagte nichts.

»Teresa«, fuhr Romina fort, »hast du irgendjemand gesehen, den du kennst, der normalerweise immer nur in der Bar sitzt, aber der plötzlich in den Bergen unterwegs war? Ist dir irgendwas komisch vorgekommen?«

Teresa schüttelte den Kopf. Sie wirkte mittlerweile auch unwirsch und unwillig.

»Gut. Dann erst mal ganz vielen Dank! Können wir dir noch irgendetwas Gutes tun?«, fragte Neri.

»Nein«, sagte Teresa und stand auf. »Ich habe schon viel zu viel Zeit verloren. Ich möchte jetzt gehen. Muss noch eine Menge laufen.«

»Tu das. Alles Gute, Teresa.« Neri stand auf und drückte ihr die Hand. »Sag mir Bescheid, wenn du irgendetwas hörst oder siehst.«

Teresa nickte, grinste, schüttelte Romina kurz die Hand und lief davon.

Romina und Neri sahen sich an.

»Ich glaube, die ist besser als eine Hundertschaft im Wald mit Hunden, Handys und orangefarbenen Warnwesten. Teresa weiß, was im Wald passiert, und merkt, wenn irgendwas nicht stimmt«, meinte Neri.

»Ja, wahrscheinlich. Das ist gut zu wissen. Wollen wir noch irgendwo eine Kleinigkeit essen gehen?«, fragte Romina. »Ich habe heute noch nichts gegessen und sterbe vor Hunger!«

Neri war völlig irritiert. Er wollte, aber er wollte auch nicht, er wusste nicht, was er machen sollte, er hatte Lust, aber gleichzeitig ein schlechtes Gewissen, seine Gedanken überschlugen sich.

»Nein, ich glaube, ich muss kurz nach Hause, denn meine Frau wartet mit dem Essen. Aber ein andermal gerne.«

»Va bene. Ich bin um fünfzehn Uhr im Büro.«

»Ich auch.«

»Gut. Muss in meiner Wohnung noch meinen Schreibtisch einrichten und sortieren. Dann kann ich besser arbeiten. Bis dann.«

»Ciao, Romina.«

»Ciao.«

Donato fuhr nach Hause, und er hatte Puddingbeine, als er aufs Gaspedal drückte und an Romina dachte.

5

»Na? Wie ist sie? Die Neue? Deine Nachfolgerin?«, fragte Gabriella, als Neri ins Haus kam und sich an den Küchentisch setzte. »Was hast du für ein Gefühl?«

»Sie ist großartig!«, sagte Neri. »Der Hammer! Einfach unglaublich!«

Und in diesem Moment wusste er, dass er einen Fehler gemacht hatte, denn Gabriellas offenes, interessiertes, fröhliches Gesicht verfinsterte sich augenblicklich.

»Ah ja?«

Jetzt kam er aus der Nummer nicht mehr raus. Jetzt musste er da durch. »Ja«, sagte er. »So etwas hab ich noch nicht erlebt. So eine zupackende Person. Sie wird ganz Ambra umkrempeln. Gabriella, du glaubst es nicht, aber in der Nähe von Montebenichi, oben am Wald auf einer Lichtung, sind zwei Leichen gefunden worden. Ein Liebespaar. Erschossen.«

»Waaaas? Wer? Kennst du sie?«

»Nein. Und selbst Teresa hat sie noch nie gesehen. Ein junges Paar aus Deutschland. Einfach erschossen. Und keiner weiß, warum.«

»Das ist ja grauenvoll!« Gabriella schlug die Hände vors Gesicht. »Wo denn?«

»Auf Pietros Wiese. Weißt du, gleich hinter dem Eichenwäldchen. Vom Parkplatz ein Stück geradeaus. Und wenn du dich an der Quelle links hältst, dann ist da dieses kleine Plateau. Da stand das Zelt der beiden.«

Gabriella überlegte mit geschlossenen Augen, als sähe sie die Landschaft genau vor sich. »Ja, ja, ich glaube, ich kenne die Stelle!«

Sie stützte sich mit beiden Armen auf den Tisch und sah Neri an. »Das ist wirklich furchtbar, ich kann es kaum fassen. Und wann ist das passiert?«

»Heute Nacht. In den frühen Morgenstunden. So ganz genau konnte Romina das nicht sagen.«

»Ach? Guckt sie den Leichen ins Gesicht und sagt: Du arme Maus, du bist jetzt seit fünf Stunden tot?«

Neri zog die Augenbrauen hoch. »Nein! Romina hat die Spurensicherung selbst übernommen. Sie hat eine Zusatzausbildung und weiß auch 'ne ganze Menge darüber, wie eine Leiche aussieht, wenn sie so oder so lange tot ist. Kannst du dir so etwas vorstellen? Wir mussten nicht fünf Stunden auf die Kollegen aus Arezzo oder Florenz warten, Romina hat das alles selbst und allein gemacht. Vom Feinsten!«

»Ah ja?«

»Ja. Sie hat anderthalb Stunden gearbeitet, dann war alles fertig und im Kasten.«

»Das ist ja praktisch, die Spurensicherung immer dabeizuhaben!«

»Das sag ich dir! Und dann das Gespräch mit Teresa, die bei ihrem Waldlauf die Leichen gefunden hat. Sie kommt immer total auf den Punkt. Gabriella, diese Romina ist eine tolle Nummer. Wenn einer diesen schrecklichen Fall löst, dann sie.«

»Ah ja?«

»Ganz bestimmt.«

Beide schwiegen. Eine unerträgliche Spannung lag in der Luft. Keiner wusste, was er sagen sollte.

»Es wird eine Beziehungstat sein«, sagte Gabriella schließlich und pfefferte das Besteck auf den Tisch.

»Nein. Das hat mir Romina genau auseinandergedröselte, dass es das nicht ist. Wenn ein anderer Liebhaber oder der Vater des Mädchens einen Hass schiebt, dann reisen sie den beiden nicht in die Toskana nach, um einen oder beide umzubringen, das kön-

nen sie auch in Deutschland erledigen. Und der wütende Vater würde seine Tochter leben lassen und der liebeskranke Nebenbuhler wahrscheinlich auch. Also eine Beziehungstat kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen.«

»Was dann?«

»Ich weiß es nicht, wir fangen ja auch gerade erst mit den Ermittlungen an, aber jetzt hab ich keine Lust mehr, darüber zu reden, jetzt hab ich Hunger!«

Gabriella schwieg und knallte ihm ohne ein weiteres Wort den Teller mit Penne all'arrabbiata auf den Tisch.

»Buon appetito!«

»Überleg doch mal«, redete Neri nach einer Weile mit vollem Mund weiter, »die beiden sind Deutsche. Ganz egal, was sie in Deutschland für ein Problem mit Eltern, Ex-Freunden oder Freundinnen haben, die reisen den beiden doch nicht bis in die Toskana hinterher, um sie dann in der Nähe von Ambra zu erschießen.«

»Das hast du eben schon mal gesagt.«

»Scusa. Aber so ist es nun mal.«

»Wer sagt das? Ich bin da nämlich ganz anderer Meinung.«

»Romina.«

»Ah ja.« Gabriella lachte kurz auf. »Aber da hat die Tausendssasserin wohl etwas übersehen. Denn weil es eben so blödsinnig ist, ist es so wahrscheinlich. Hier wird niemand den Vater oder den Ex-Freund verdächtigen, sondern den Mord einem Irren zuzuordnen, und darum ist es clever und wahrscheinlich, dass es doch eine Beziehungstat ist. Irgendjemand aus dem privaten Umfeld der beiden ist ihnen hierhergefolgt und hat sie erschossen. Und ist aus dem Schneider. Denn weder der super-maresciallo noch die großartige marescialla haben ihn auf dem Schirm.«

»Was bist du denn so garstig?«, fragte Neri und hatte so viel Tomatensoße im Bart, dass sich Gabriella angewidert abwandte.

»Ich bin gar nicht garstig. Ich hab nur eine andere Meinung. Normalerweise hat dich meine Meinung interessiert. Aber wenn Romina jetzt das Maß aller Dinge ist – meinetwegen. Ich misch mich da nicht mehr ein.«

»Himmel, was hast du bloß für eine Laune?«

»Ich hab gar keine Laune, aber du hast Tomatensoße im Bart.«

Damit verließ Gabriella die Küche und knallte die Tür hinter sich zu.

6

Stefano fürchtete sich beinahe davor, nach Hause zu fahren. Als er kurz vor Feierabend den Anhänger seines Chefs Armando mit zwei Leitern, Paletten, übrig gebliebenen Steinen, Werkzeug und Holzresten belud, arbeitete er so langsam und zögerlich, und sein Gesichtsausdruck war derart weggetreten, dass Armando fragte: »Hey, was ist los mit dir? Träumst du?«

Stefano schüttelte sich, als würde er aus dem Tiefschlaf erwachen, und stotterte: »Nein, nein, tutto bene. Scusa, ich hab nur gerade an was gedacht.«

Armando schüttelte nur den Kopf und meinte: »Hoffentlich bist du bald fertig.«

Stefano arbeitete jetzt schneller und zwang sich, nicht andauernd an Stefania zu denken. Sein ganzes Leben war sie schon immer in seinen Gedanken gewesen, in jeder Minute, jeder Sekunde, wahrscheinlich vierundzwanzig Stunden am Tag, und bisher hatte ihn der Gedanke an sie immer glücklich gemacht. Da war jemand, der auf ihn wartete, an ihn dachte, jemand, der ihn liebte und der ihm genauso nahe war wie er ihr. Sie beide teilten sich ein Herz. Was der eine dachte, wusste der andere, der Schmerz des einen war das Leid des anderen.

Aber in letzter Zeit hatte sie sich innerlich von ihm entfernt. Da gab es einen merkwürdigen Riss zwischen ihnen, den er nur spürte, aber nicht verstand. Und er hatte auch noch nie mit ihr darüber geredet. Hatte sie noch nie gefragt, was mit ihr los war.

Denn sie hatte sich verändert. War liebevoll und sanft schnurrend wie eine Katze und kurz darauf aggressiv und gefährlich wie

ein wutschnaubender Löwe. Sie hatte völlig unvermittelte Wutanfälle, die wie ein Blitz aus heiterem Himmel über ihn hereinbrachen, sie bekam Weinkrämpfe und nur Minuten später Lachanfälle und tanzte dann durchs Leben voller Glück. Sie wurde immer unberechenbarer. Was sie heute zu ihrem Lieblingsgericht erklärte, konnte sie eine Woche später nicht mehr essen, ohne zu würgen und sich zu erbrechen. Eine liebe Freundin rief sie nie wieder an. Sie war voller Liebe und Minuten später voller Hass. Sie hatte kluge Gedanken, diskutierte lustvoll stundenlang, und nur wenig später redete sie wirres Zeug. Wusste nicht mehr, was sie gesagt und gemeint hatte. Und dies alles, ohne einen Schluck Alkohol getrunken zu haben.

Sie machte ihm allmählich Angst.

Und darum wusste er auch nicht, was ihn zu Hause erwarten würde.

Als Stefano nach Hause kam, saß Stefania scheinbar unverändert am Tisch. Als wäre sie kein einziges Mal aufgestanden, um sich etwas zu essen oder zu trinken zu holen oder zur Toilette zu gehen. Sie saß einfach da, drehte eine Kerzenwachskugel zwischen den Fingern, die mittlerweile vollkommen rund und glatt geworden war. Keine Maschine dieser Welt könnte sie perfekter hinkriegen.

Mit verweinten Augen sah sie auf, als er sich zu ihr setzte.

»Hey!«, sagte er leise und drückte ihr eine kleine, fast aufgeblühte Rose in die Hand, gerade groß genug, um sie in ein Schnaps-
glas oder einen Eierbecher zu stellen. »Hey, meine Schöne, was ist los mit dir?«

Sie blieb stumm. Reagierte gar nicht.

»Ich glaube, wir brauchen erst einmal etwas zu essen und zu trinken. Das ist jetzt das Allerwichtigste. Dann entspannen wir uns, und alles andere kommt dann von ganz allein. Soll ich nach Ambra fahren und uns zwei Pizzen und eine Flasche Wein holen?«

Sie lächelte leicht. Das war der Gesichtsausdruck, den er so sehr mochte. Sie lachte nicht, auch lächeln war zu viel gesagt, sie schmunzelte nur. Nichts bewegte sich in ihrem Gesicht. Nicht ihre Wangen, ihre Nase, nur ihre Mundwinkel.

»Ja, bitte«, meinte sie. »Tu das.«

Er nickte, ging hinaus, stieg in den Fiat und brauste los. Was war bloß los mit ihr?

Als er wiederkam, war sie wie ausgewechselt. Fröhlich und locker, als hätte es die verzweifelte oder depressive Frau am Küchentisch nie gegeben. Sie aßen und tranken, sie scherzte und lachte und war voller Lebensfreude.

»Worüber wolltest du mit mir sprechen?«, fragte er.

Sie setzte sich auf seinen Schoß und strich ihm sanft übers Haar. »Ach, das ist jetzt egal. Vergiss es, Liebling, es ist nicht mehr wichtig! Das Leben ist großartig, und ich liebe dich.«

Sie stand auf und zog ihn ins Schlafzimmer. »Komm, amore! Ich brauche das jetzt so sehr! Bitte, Stefano!« Sie küsste ihn wie wild. »Lieb mich!«

Er war völlig durcheinander, aber er setzte sich aufs Bett und zog langsam erst sich, dann sie aus. Wollte sich alle Zeit der Welt lassen.

Doch sie bewegte sich wie eine steife Holzpuppe, ihre Bewegungen waren nicht fließend, sie ließ nicht geschehen, was er tat und was sie sich gewünscht hatte. Sie war merkwürdig fremd. Ihre Gelenke funktionierten wie bei einem Roboter. Hier hob sich ein Bein, da senkte sich ein Arm. Sie schien wie eine künstliche Intelligenz, die nicht weiß, was sie tut, weil sie vorprogrammiert ist.

Stefano war vollkommen irritiert.

Er liebte sie dennoch, aber es war schnell beendet.

Danach nahm er sie in den Arm und murmelte: »Was war denn das, Ania?«

»Super!«, meinte sie, kicherte und schmiegte sich in seine Armbeuge.

Seine kleine Nachttischlampe beleuchtete den Raum notdürftig.

Er spürte, dass sie eingeschlafen war, und sah sich um. Das Fenster zur Straße, der Schrank, das Bett. Die drei Haken an der Wand, wo sie ihre Sachen aufhängten, wenn sie sich auszogen. Kein Bild an der Wand. Nichts.

Das konnte es nicht gewesen sein. Er war noch so jung. Und Stefania auch.

Aber jetzt war seine Schwester verrückt geworden.

7

Den ganzen Nachmittag hatten Neri und Romina damit verbracht zu recherchieren, ob und wann es Liebespaarmorde in Italien gegeben hatte. Das Ergebnis war dürftig: Die meisten Paare waren gemeinsam in den Tod gegangen, hatten sich erhängt, zusammen die Pulsadern aufgeschnitten, sich vergiftet oder waren – was am meisten vorkam – gemeinsam oder sogar Hand in Hand vom Hochhaus oder von einer Brücke gesprungen. Fremdverschulden konnte ausgeschlossen werden. Nur in Rom war ein Paar in seiner Wohnung erschossen worden, wahrscheinlich von einem Drogendealer, der Prozess lief noch, und in Neapel hatte der eifersüchtige Ex-Mann seine Frau und deren neuen Liebhaber auf offener Straße erstochen.

Das war alles. Nichts deutete darauf hin, dass ein Serien-Liebespaar-Mörder unterwegs war.

Romina scrollte durchs Internet. »Und auch ansonsten ist in der Toskana zurzeit alles friedlich, Neri. Keine Morde, kein Mörder unterwegs. Lediglich in Siena hat eine Frau ihren Mann im Schlaf erschlagen, weil er sie jahrelang drangsaliert, gequält und erniedrigt hat, aber das ist eine ganz andere Nummer. Hat mit unserem Fall nichts zu tun.«

Neri nickte stumm.

»Wir müssen den Ball flach halten«, sagte Romina, »damit sich in der Toskana nicht wieder eine Liebespaar-Mörder-Hysterie ausbreitet, die Erinnerungen an damals sind offenbar noch zu frisch und allgegenwärtig in den Köpfen der Menschen. Und das kriegen wir auch hin, wenn nicht noch einmal etwas passiert.«

»Wir werden es in der Presse so hinstellen, als habe sich in der Toskana eine deutsche Familientragödie abgespielt.«

Romina grinste. »Großartig, Neri. So machen wir das. Und dann hoffen wir mal das Beste.«

Am Abend war die Stimmung im Hause Neri geladen und explosiv. Neri flüchtete mit dem Mischlingsrüden Dante, den Gabriella für ihn aus dem Tierheim geholt hatte und den er abgöttisch liebte, zu einem langen Spaziergang in die Berge. So etwas kam nicht oft vor, und Dante war außer sich vor Freude, dankte es Neri, als sie wieder zu Hause waren, mit großer Anhänglichkeit.

Dann hatten Neri und Gabriella den Rest des Abends schweigend verbracht, hatten sich stumm über den beiden nebeneinanderliegenden Waschbecken die Zähne geputzt und einen Blick im Spiegel vermieden, dann waren sie ins Bett gegangen, hatten sich weder Gute Nacht gesagt noch einen Gute-Nacht-Kuss gegeben und waren ohne ein Wort eingeschlafen.

Der Mond schien direkt ins Zimmer, und es war ungewöhnlich hell.

»Stefano, schläfst du schon?« Sie saß aufrecht im Bett, wie eine Turnerin, die die höchste Haltungsnote bekommen möchte.

»Ja. Fast. Ich muss in fünf Stunden raus.«

»Stefano, es ist etwas passiert.« Ihre Stimme brach fast, und sie zitterte vor Angst.

Er richtete sich mühsam auf und sah sie an. War so müde, dass er seine Augen kaum noch offen halten konnte. »Was denn?«

»Oberhalb von Montebenichi«, flüsterte sie, »am Waldrand, du weißt, da, wo Pietro seine Hütte für die Oliven hat, da ist ein junges Paar in einem Zelt erschossen worden.«

»Ja, ich weiß«, grummelte Stefano, »ich hab davon gehört. Sie haben sich heute auf dem Bau darüber unterhalten, dass hier wahrscheinlich ein Irrer unterwegs ist. Einer, der Liebespaare abknallt. Wie damals das Monster von Florenz.«

Stefania schwieg. Und dann sagte sie sehr leise: »Stefano, ich hab Angst. Wenn dieser Irre uns sieht, mitbekommt, wie glücklich und wie verliebt wir sind, wenn er irgendwie von uns erfährt und uns dann verfolgt ... Oder er kommt hier ins Haus, unsere Haustür ist ein Witz, das weißt du, und er bringt uns um, wenn wir schlafen ...«

Stefano schloss die Augen und ließ sich zurück ins Kissen fallen. »Süße, du spinnst. Niemand beobachtet uns. Niemand weiß, wie wir leben. Für alle sind wir Bruder und Schwester. Ganz normal. Nichts Besonderes. Kein Liebespaar. Jedenfalls für nie-

manden da draußen. Wir zelten nicht allein im Wald, wir baden höchstens mal im See. Am Wochenende, wenn auch noch andere unterwegs sind. Vielleicht ist der Irre auch schon längst über alle Berge und mordet das nächste Mal hundert Kilometer weiter. In der Umgebung von Florenz, Siena oder sonst wo. Wenn er überhaupt noch einmal mordet. Denn vielleicht hatte er nur diese beiden auf dem Schirm. Wegen irgendwas. Und niemanden sonst.« Er stand auf, ging in die Küche zum Kühlschrank und machte sich ein Bier auf. »Jetzt hast du es geschafft, jetzt bin ich wach«, sagte er, als er zurück ins Schlafzimmer kam.

Sie umschlang ihre Knie mit den Armen und sah zu Boden. »Lass uns nach Las Vegas fliegen und dort heiraten.«

Stefano starrte sie fassungslos an. »Was ist denn mit dir nicht ganz richtig? Glaubst du, das ist in Las Vegas einfacher als hier? Nur weil da irgendein Elvis-Verschnitt durchs Standesamt tanzt? Nein, meine Liebe, es ist wahrscheinlich einfacher, einen Schimpansen zu heiraten, als seine eigene Schwester. Das kannst du dir absminken, und den Flug können wir uns sparen.«

»Ich möchte so sehr, dass wir eine Familie sind.«

»Das sind wir. Nur eben Bruder und Schwester und nicht Mann und Frau. Aber das kratzt doch keinen! Wir leben zusammen, und alles ist gut. Und wir haben den gleichen Namen.«

»Es ist eine verbotene Affäre.«

»Na und? Nur wir beide wissen, dass wir eine Affäre haben, niemand sonst. Für alle anderen sind wir Geschwister.«

»Ich ertrag das nicht.«

»Tja. Kann sein. Aber du kannst nichts machen. Bitte, lass mich noch ein bisschen schlafen.«

»Besteht denn die Welt nur aus verbotenen Affären?«

»Wahrscheinlich, ja. Die heilige, gesunde, glückliche Familie gibt es nicht. In dieser kaputten Welt gedeihen keine glücklichen Familien mehr.«

Er breitete die Arme aus.

Stefania drückte ihr Gesicht an seinen Hals und weinte leise.

»Ich liebe dich so sehr«, hauchte sie.

»Ich dich auch. Und das wird auch immer so bleiben. Mach dir keine Sorgen.«

Wie sehr er sich irrte, ahnte er in diesem Moment noch nicht.

Am nächsten Morgen erwachte Neri und versuchte, sich an den vergangenen Tag zu erinnern. Sie hatten sich irgendwie gestritten, die Stimmung war im Keller gewesen, aber warum? Ach ja, Romina. Mit ihr hatte Gabriella wohl ein Problem. Was für ein Blödsinn. Aber das würde er schon wieder hinkriegen.

Und er erinnerte sich daran, dass irgendjemand mal gesagt hatte: »Das Geheimnis jeder glücklichen Beziehung ist, niemals im Streit und ohne Versöhnung einzuschlafen.«

Gut. Das hatten sie gestern nicht geschafft, aber das würde er beim nächsten Mal auf alle Fälle versuchen.

Er drehte sich zu Gabriella um und drückte ihr einen Kuss auf die Wange. »Buongiorno, meine Sonne! Ich geh schon mal ins Bad, und dann mach ich uns Kaffee!«

Gabriella grunzte nur.

Neri hatte geduscht, sich angezogen, einen Kaffee getrunken, hatte Gabriella, als sie herunterkam, einen guten Morgen gewünscht, sie in den Arm genommen, an sich gedrückt, ihr einen Kuss aufs Haar gegeben und gesagt: »Ich muss los, ich meld mich, bis nachher, ciao, amore!«, und war ins Büro gefahren.

Gabriella hatte gelächelt. Tutto bene.

Im Büro wollte er die morgendliche Ruhe ausnutzen, es endlich hinter sich bringen und Annes und Michaels Eltern anrufen. Im Moment fühlte er sich dazu in der Lage – in einer halben Stunde vielleicht nicht mehr.

Neri wählte die Nummer in Deutschland, die ihm Romina ges-

tern Nachmittag aufgrund der Adresse in Annes Personalausweis herausgesucht hatte.

Eine fröhliche, helle, wache Stimme meldete sich.

»Draheim.«

Oddio, dachte Neri, was mach ich bloß? Und dann stotterte er los: »Mi scusi, Signora, sono, ich bin, mein Name ist Donato Neri, maresciallo aus Ambra, sagen Sie, haben Sie eine Tochter, Anne Draheim?«

»Ja?« Frau Draheims Ton war jetzt abwartend aufmerksam und bereits sehr angespannt. »Was ist mit meiner Tochter?«

»Sie wohnt bei Ihnen?«

»Ja, aber meistens ist sie bei ihrem Freund. Im Moment ist sie verreist.« Sie war jetzt sehr ungeduldig. »Wer sind Sie noch mal? Und warum rufen Sie mich an? Ist etwas mit meiner Tochter?«

»Maresciallo Donato Neri aus Ambra, regione Valdarno. Signora ...«, er räusperte sich, »Signora, es ist etwas passiert, Sua figlia, Ihre Tochter ...«, er schluckte, und alle deutschen und italienischen Worte drehten sich vor seinen Augen, »Ihre Tochter Anne, es tut mir so leid, sie ist tot. Sie wurde ermordet.«

»Ich glaub Ihnen kein Wort«, kreischte die Frau.

»Mi dispiace. Aber es ist so. Es ist die Wahrheit, Signora.«

Silvie Draheim war plötzlich ganz leise. Sie murmelte nur noch, als hätte sie von einer Sekunde auf die andere keine Kraft mehr. »Was ist mit ihrem Freund Michael?«

»Auch. Er ist auch tot. Sie sind beide tot. Können Sie herkommen?«

»Nein. Ich möchte das von der Polizei hören. Von der DEUTSCHEN Polizei, sonst kann ich es nicht glauben. Sie können mir viel erzählen. Was für ein Schwachsinn!« Sie legte auf.

Neri überlegte einen Moment. Sie hatte völlig recht. Er würde es auch nicht glauben, wenn er einen derartigen Anruf aus Deutschland bekäme. Er war es ganz falsch gegangen.

Und dann wählte er die deutsche Korrespondenznummer von Europol und bat den Kollegen, sich mit Herrn und Frau Draheim und Herrn und Frau Grabowski in Verbindung zu setzen, um ihnen den Tod der Kinder mitzuteilen. Und er bat den Kollegen, den Eltern nahezulegen, nach Ambra zu kommen, um die Überführung der Leichen nach Deutschland zu veranlassen. Es war so übel.

So. Diese Kuh hatte er vom Eis und war vollkommen erschöpft. Wollte nicht in der Haut der Eltern stecken.

Als er aufblickte, sah er Romina in der Tür stehen, die gerade ins Büro gekommen war. Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht, und sie ging zur Kaffeemaschine.

»Möchtest du auch einen?«, fragte sie.

Neri nickte.

10

BERLIN

Silvie Draheim hatte das Telefon immer noch in der Hand und stand fassungslos im Raum. Sie konnte sich nicht bewegen. War ganz starr. Was hatte der Italiener gesagt? Sie waren tot?

Ihr Herz schlug bis zum Hals. Ihr wurde übel, und sie stolperte in die Küche. Brauchte dringend Wasser, ihr Mund und ihr Hals waren total ausgetrocknet. Daher füllte sie ein Glas mit Wasser und schüttete es in einem Zug hinunter. Dann noch eins.

Sie schnappte nach Luft und versuchte zu überlegen.

Dann rannte sie ins Wohnzimmer, griff ihr Handy und rief ihre Tochter an. Es klingelte, aber niemand hob ab. Sie sprach auf die Mailbox. »Bitte, Anne, ruf mich sofort an, wenn du das hörst! Bitte! Es ist ganz wichtig! Ich warte!«

Dann rief sie Michael an. Auch er ging nicht ans Telefon. Sie bat ihn ebenfalls darum, sofort anzurufen, es sei ganz, ganz dringend!

Mehr konnte sie jetzt erst mal nicht tun. Sie würden sich melden. Ganz bestimmt.

Sie hoffte es zumindest.

Von Annes erster Lebensminute an hatte sie um ihr Leben gekämpft. Sie war mit sechseinhalb Monaten als winziges Baby zur Welt gekommen und hatte ihre ersten Wochen im Brutkasten verbracht. Silvie war jeden Tag im Krankenhaus. Acht bis zehn Stunden. Berührte die winzigen Finger des Babys, streichelte vorsich-

tig seine Wange, aber Annes Hand steckte in einem keimfreien Handschuh, und sie spürte die Berührung gar nicht. Sie konnte das kleine Wesen nur anstarren und lieben und hoffen, dass es überleben würde. Sie hielt es aus. Viele Stunden am Tag, wochenlang. Ihr Mann fuhr sie morgens zum Krankenhaus und holte sie nachmittags wieder ab. Während sie dem Baby ihren Finger hielt, damit es sich daran klammern konnte, und während sie ihm ganz vorsichtig den Bauch kraulte, saß sein Vater im Büro und telefonierte. Machte Geschäfte.

Was wäre, wenn ich auch Geschäfte machen würde, dachte sie manchmal, dann hätte Anne niemanden mehr. Dann wäre sie ganz allein und ohne jeden menschlichen Kontakt in ihrem fürchterlichen Brutkasten.

Drei Monate später war Anne so stabil, dass sie nach Hause konnte. Und sie entwickelte sich ganz normal. Aber für Silvie blieb sie immer ein Sorgenkind, auf das man ein Auge haben musste. Vielleicht war sie eine Helikopter-Mutter, aber sie liebte Anne so sehr und wollte sie einfach unbedingt vor allen Gefahren des Lebens bewahren.

Ihr Mann Gerald war da ganz entspannt. Er ging im Sommer mit Anne Tennis spielen oder wandern, organisierte die Urlaube, war immer gut gelaunt und fröhlich, wenn er seine Tochter sah, aber hatte ansonsten nichts weiter mit ihr zu tun. Silvie war sicher, dass er seine Tochter liebte, aber es war eine Liebe auf Distanz.

Als Anne Michael kennenlernte, sah Gerald das locker. »Alles gut«, meinte er im Gegensatz zu Silvie, die in den Panikmodus umschaltete, »das ist der Lauf der Welt. Oder hast du gedacht, sie würde mit dreißig als ewige Jungfrau ins Kloster gehen?«

Dem hatte Silvie nichts entgegenzusetzen. Wahrscheinlich hatte ihr Mann recht. Und als Anne ihren Michael zwei Jahre lang kannte, blieb sie zwar bei ihren Eltern gemeldet, aber zog zu

ihm. Und jetzt machten sie zusammen ihre erste große Reise in die Toskana.

Alles in Ordnung.

Aber nun war da dieser Anruf.

Noch hatte keiner der beiden zurückgerufen.

Normalerweise meldete sich Anne SOFORT, wenn es dringend war.

Silvie rannte die Treppe hinauf ins Schlafzimmer, wo sich Gerald gerade anzog, und erzählte ihm aufgeregt von dem Anruf der Carabinieri aus Ambra. Sie war immer noch vollkommen aufgelöst.

Gerald runzelte die Stirn. »So ein Anruf kommt mir auch sehr komisch vor. Hat der Anrufer irgendwas gewollt? Geld, um die Leiche überführen zu lassen, oder was weiß ich?«

»Nein. Nichts.«

»Zurzeit sind ja eine Menge Kriminelle mit unglaublichen Betrugsmaschen unterwegs. Und die hier haben anscheinend einen Versuchsballon gestartet, waren dann aber einfach zu dämlich. Sie haben nicht damit gerechnet, dass du so schnell auflegst. Sie hatten sich auf ein langes Gespräch vorbereitet. Aber dass eine Mutter sagt: Das möchte ich von der deutschen Polizei hören, das war der Hammer. Das hat ihnen den Wind aus den Segeln genommen. Gut gemacht, Silvie. Vergiss das Ganze. Ich denke mal, wenn Anne und Michael wach sind, werden sie zurückrufen. Warte einfach zwei Stunden.«

»Und dann? Wenn sie nicht zurückrufen?«

Gerald überlegte einen Moment. »Dann wenden wir uns an die Polizei hier in Deutschland. Irgendjemand wird ja was wissen. Zumindest, wenn was passiert ist. Wenn sie nichts wissen, ist alles gut. Aber jetzt mach dir erst mal keine Sorgen. Die spinnen, die Italiener! Anne und Michael sind doch nicht tot! So et-

was gibt's doch gar nicht! Echt übel, wie manche versuchen, den Leuten Angst einzujagen, um Geld abzuzocken.«

Was Gerald sagte, tat Silvie gut. Sie war fast beruhigt. Aber sie fixierte dennoch unentwegt das Handy in ihrer Hand und wartete darauf, dass es endlich klingelte.

Gerald fuhr ins Büro.

Silvie trank noch eine Tasse Kaffee und schrieb dann Michaels Eltern, Tom und Elke, eine WhatsApp: »Bitte ruft mich an. Ich erreiche euch nicht. Auch nicht auf dem Handy. Aber es ist dringend! Die italienische Polizei hat mich angerufen und gesagt, es sei etwas passiert. Bitte, ruft mich an. Ich bin völlig durch den Wind, aber vielleicht war es auch nur ein Fake. Silvie.«

Als Kinderbuchillustratorin arbeitete Silvie normalerweise zu Hause. Aber sie setzte sich an diesem Vormittag nicht an ihren Schreibtisch. Konnte keine kleinen Hunde, Meerschweinchen oder Katzen zeichnen, dachte nur an ihre Tochter, die sie weiterhin fast im Minutenrhythmus versuchte anzurufen, aber ohne Erfolg. Anne meldete sich nicht. Das Handy war ausgeschaltet.

Silvie saß einfach nur da. Das stumme Telefon in ihrer Hand.